

Meid | Der Dreißigjährige Krieg
in der deutschen Barockliteratur

Volker Meid

Der Dreißigjährige Krieg
in der deutschen Barockliteratur

Mit 32 Abbildungen

Reclam

2017 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlagabbildung: »Der geharnischte Reiter« (1643), Radierung
von Hans Ulrich Franck (1590/95–1675) aus der 25 Radierungen
umfassenden Folge *Schrecken des Dreißigjährigen Krieges*
Druck und Bindung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany 2017
Reclam ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011145-1

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



Inhalt

Vorwort 7

Politisch-geistlicher Raufhandel: Der Weg in den Krieg 15

Konfessionalisierung: Politik und Polemik 18

Die böhmische Krise 26

Krieg der Worte 33

Böhmen, die Kurpfalz und der Winterkönig 36

›Der Löwe aus Mitternacht‹ 43

Heldenverehrung und -verklärung: Gustav Adolfs

Triumph im Tod 51

Ein politischer Deutscher im Ausland:

Georg Rodolf Weckherlin 60

Protestantisches Feindbild: Tilly 69

Der Fall Wallenstein 75

Krieg 83

Krieg als Alltag und Lebensform: ein Söldnerleben 83

Stimmen der Zivilbevölkerung 90

Stadt: Gewalt, Seuchen, Hunger 90

Klosterleben 101

›Bewältigung‹ des Grauens 103

Epigrammatisches Kaleidoskop: Der Blick eines

Satirikers 109

Grimmelshausen zeigt, »was Krieg vor ein erschreckliches
und grausames Monstrum seye« 119

Chronik und Roman 121

Verkehrte Welt 126

Krieg als Strafgericht? 131

Die Gesellschaft im Krieg, Krieg in der Gesellschaft 136

Gewinner und Verlierer 136

Kriegführung und Bevölkerung, Bauernklagen und -aufstände	142
Hexenwahn	149
Deutschlandklagen	161
Die vertriebene Germania	163
Literatur als Hoffnungsträger	168
Klage, Trost und Widerstand: Martin Opitz' episches <i>Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges</i>	177
Frieden! Frieden?	184
Friedenssehnsucht, Friedenshoffnungen	184
Friedensverhandlungen, Nürnberger Friedensfeiern	188
Nach den Feiern	200
Epilog: Der Mars ist nun im Ars	207
Anhang	
Anmerkungen	217
Kurzbiographien: Autoren, Autorinnen des 17. Jahrhunderts	236
Abbildungsnachweis	257
Personenregister	260

Vorwort

Bis heute prägen Dichtungen wie Grimmelshausens Roman *Der Abenteuerliche Simplicissimus Teutsch* oder das Sonett *Thränen des Vaterlandes / Anno 1636* von Andreas Gryphius unser Bild von der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges. Grimmelshausens schonungslose Schilderung der Kriegsgräueltaten und der moralischen Deformation des Menschen und Gryphius' Entwurf einer apokalyptischen Landschaft, die in der Klage über die verzweifelte Situation des Einzelnen in einer Zeit des Glaubenszwangs gipfelt, sind zum Inbegriff einer heillosen Epoche geworden, stehen aber darüber hinaus für viele andere Stimmen aus diesem »Menschenalter von Blut, Mord und Brand« (Gustav Freytag). Von einer Zeit, »von welcher man glaubt / daß es die letzte seye«, spricht Grimmelshausen schon im ersten Satz des *Simplicissimus*.

Das Ausmaß der Leiden und der Zerstörungen musste die ohnehin kursierenden Spekulationen vom nahen Ende der Welt nur noch wahrscheinlicher erscheinen lassen. Zugleich lag in dem Gedanken an das bevorstehende Jüngste Gericht in einer von massenhaftem Tod geprägten Welt die eindringliche Mahnung, sich der Vergänglichkeit des Irdischen bewusst zu werden und das Leben auf Gott auszurichten.

Zeitlichkeit und Ewigkeit, in dieser Spannung lebte der Mensch in einer Zeit, in der die christliche Religion die entscheidende Instanz darstellte, deren prägende Kraft durch die konfessionellen Auseinandersetzungen seit der Reformation noch zugenommen hatte. Große Bereiche der Barockdichtung und damit viele der Texte zum Dreißigjährigen Krieg bestätigen die religiösen Denkmuster.

In der Realität des endlosen Krieges ging es allerdings weniger um die religiöse Bestimmung des Menschen als um Machtfragen, um Politik und Propaganda, um das Verhältnis zwischen

Obrigkeiten und Untertanen oder Zivilbevölkerung und Militär. Auch das sind Themen der Literatur dieser Zeit, einer ausgesprochen politischen Literatur. Ihre Vielfalt anschaulich zu machen, ist das Ziel dieses Buches. Es zitiert zahlreiche Beispiele und bezieht dabei neben Gedichten, Romanen, Flugblättern und satirischen Schriften auch nichtfiktionale Texte wie Tagebücher, Briefe oder Chroniken ein. So entsteht gleichsam nebenbei eine Anthologie der Literatur zum Krieg, die das breite Spektrum von der religiös fundierten Trost- und Klagedichtung bis zu den meist wenig bekannten politischen Texten abzubilden sucht. Dazu zählen auch Gedichte, die – hier gibt es keine Berührungängste – sprachlich weit von der barocken Kunstdichtung entfernt sind, dafür aber für den »gemeinen Mann« sprechen.

Dass ein politisch Lied ein garstig Lied sei, wie die Zecher in Goethes *Faust* singen, dieser Gedanke war den Autoren des 17. Jahrhunderts fremd. Für sie war die Beschäftigung mit politischen Themen in der Dichtung, ob Vers oder Prosa, auch über die offensichtlich politischen Gattungen wie Herrscherlob oder höfisches Festspiel hinaus selbstverständlich. Sie reflektieren die Krisenerscheinungen der Zeit, kommentieren einzelne Ereignisse, nehmen Partei, polemisieren und mahnen zum Frieden – aus eigenem Antrieb oder auch auf Bestellung.

Um den vielfältigen Aspekten der Literatur zum Dreißigjährigen Krieg gerecht zu werden und sie in den geschichtlichen Kontext einzuordnen, habe ich in der folgenden Darstellung chronologische mit systematischen Gesichtspunkten verbunden. Das Anfangskapitel beschreibt den Weg in den Krieg, das Schlusskapitel trägt nicht zufällig den fragenden Titel »Frieden! Frieden?«. Innerhalb dieses historischen Rahmens geht es zunächst um den mit allen publizistischen und literarischen Mitteln geführten Kampf um die öffentliche Meinung, um die Deutungshoheit des Geschehens, der das bekannte Wort bestä-

tigt, dass das erste Opfer des Krieges die Wahrheit ist, und auch sonst manche Parallele zur Gegenwart aufweist.

Die Sicht auf den realen Krieg bietet ebenfalls keine einfachen Wahrheiten. Wie sich in dem zentralen Kapitel des Buches zeigt, spiegeln sich in den dichterischen oder autobiographischen Äußerungen höchst unterschiedliche Erfahrungswelten: Für den Söldner war der Krieg Berufsalltag, war seine Lebenswirklichkeit, die er nicht hinterfragte; die Landbevölkerung – rund 80 % der Deutschen lebten auf dem Land – litt unter den Truppen ihrer eigenen Herrschaften wie unter denen der Gegner. Widerstand bis hin zum Krieg im Krieg war die Folge. Ein Feldherr meinte, die Bauern jammerten zu viel und seien zu wenig an Krieg gewöhnt. Die befestigten Städte boten zwar den Einwohnern und Flüchtlingen vom Land begrenzten Schutz, waren aber verstärkt Seuchen ausgesetzt und mussten immer, wie die Eroberung und Zerstörung Magdeburgs oder die lange Belagerung Breisachs zeigt, mit dem Schlimmsten rechnen. Als großes Wirtschaftsunternehmen produzierte der Krieg Profiteure und Verlierer auf allen Ebenen der gesellschaftlichen Hierarchie. Aber letztlich war der Krieg, wie Grimmelshausen schreibt, ein »erschreckliches und grausames Monstrum«.

Diesem »Monstrum« und seinen Auswirkungen näherten sich die zeitgenössischen Autoren auf unterschiedliche Weise: Der Kriegsteilnehmer Grimmelshausen schildert im distanzierten, aber engagierten Rückblick eine alle menschlichen und religiösen Werte pervertierende Welt und übertrifft in einem großen epischen Rahmen mit seiner Konzentration auf exemplarische Szenen oder dem verfremdenden Blick eines Kindes auf die alltäglichen Gräuel jeden vordergründigen Realismus bei weitem; Friedrich von Logau kommentiert in zahlreichen Epigrammen scharfsichtig den Irrweg und die Sinnlosigkeit der ganzen kriegerischen Veranstaltung; Martin Opitz tritt vehement für die Freiheit der Religion und das Recht auf Wider-

stand ein; zugleich bleiben Klagedichtungen ebenso eine Konstante wie Trostgedichte und Aufrufe zum Frieden. Als es dann endlich nach jahrelangen Verhandlungen zum Frieden kommt, wird er 1649/50 in Nürnberg mit prächtigen Festlichkeiten und theatralischen Gesamtkunstwerken mit Dichtung, Musik und Feuerwerk gefeiert. Der damit verbundenen Hoffnung auf ein neues goldenes Zeitalter, das die Poeten beschwören, steht allerdings die schnöde Nachkriegswirklichkeit entgegen.

Es ist ein Paradox: Die schreckliche Zeit des Dreißigjährigen Krieges war zugleich eine Zeit der kulturellen und literarischen Aufbruchstimmung, als wolle man die reale politische Ohnmacht des territorial zersplitterten, konfessionell gespaltenen und durch in- und ausländische Söldnertruppen verheerten Landes durch ein patriotisches Kulturprogramm kompensieren. Dabei ging es, geleitet von einem ausgesprochenen Sprachpatriotismus, darum, durch grundlegende Reformen der Literatur- und insbesondere der Verssprache und die Adaptation des Formen- und Motivrepertoires der europäischen Renaissance die deutsche Dichtung auf eine neue Grundlage zu stellen und den Anschluss an das internationale Niveau zu finden.

Erst durch die literarische Erneuerung zu Beginn des 17. Jahrhunderts erhielten Sprache und Dichtung eine Form, die sie noch heute, nach 400 Jahren, unmittelbar zugänglich macht. Erst so konnten diese apokalyptischen Kriegsbilder entstehen, die dank ihrer sprachlichen Kraft, ihrer rhetorischen Intensität und ihrer suggestiven Bildlichkeit über die Zeiten hinweg wirkten und im 20. Jahrhundert mit den Endzeitvisionen im Expressionismus und dann mit den realen Katastrophen der Weltkriege und den Spannungen und Gefahren der Nachkriegszeit eine neue Aktualität erhielten. Gryphius wurde zum meistzitierten und -variierten Barockdichter.

Aber die ›Kriegsdichtung‹ im Barock hat auch eine andere Seite. Sie gründet ebenfalls auf der Dichtungsreform, gibt aber

dem Sprachenthusiasmus eine ästhetisch-spielerische Note. Es zeigt sich eine experimentelle Lust an der Sprache und einem virtuosen Spiel mit ihren formalen und klanglichen Möglichkeiten, manieristische Kunststücke und gewagter Witz eingeschlossen. Man kann das bei einem Thema wie Krieg oberflächlich nennen. Aber gerade die Entwicklung der modernen Lyrik hat seit dem 20. Jahrhundert wieder den Blick auf den experimentellen Umgang mit dem Sprachmaterial geschärft – und damit auch an die barocken Sprachexperimente und -manipulationen erinnert und sie aus dem Bereich des nur historischen Interesses gerückt.

Wie es bei Günter Grass in seiner Erzählung *Das Treffen in Telgte* (1979), der Schilderung eines fiktiven Dichtertreffens im Jahr 1647 zwischen Münster und Osnabrück, heißt: »Wo alles wüst lag, glänzten einzig die Wörter«. Es gibt viele Gründe, diese »Wörter« für die Gegenwart wieder oder neu zu entdecken.

Der ungeheure Krieg / den Böhäimb hat empöret /
Der unser Deutsches Reich nechst Böhäimb hat zerstöret /
Also / daß es zuletzt' ein Denckmal oder Schein
Des alten Landes war / sol meine Rede seyn.

[Georg Greffinger:] Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg /
Poetisch erzählet durch Celadon Von der Donau. 1657

Politisch-geistlicher Raufhandel: Der Weg in den Krieg

Es war kein gutes Vorzeichen, so die einhellige Meinung in Flugblättern, Zeitungen und Chroniken, als anno 1618 über Deutschland ein Komet »in Gestalt einer großen und schrecklichen Rute« am Himmel erschien: eine Ankündigung göttlicher Strafe »von wegen unsers sündlichen Lebens«. So sah es der einfache schwäbische Schuhmacher Hans Heberle in seiner von diesem Ereignis angeregten Chronik (*Zeytregister*),¹ so sahen es die gelehrten Chronisten und Theologen. Eine ausführliche Zusammenfassung der frühen Flugblatt- und Zeitungsberichte über die spektakuläre, in weiten Teilen des Reiches sichtbare Naturerscheinung konnte dann der interessierte Zeitgenosse im ersten Band des *Theatrum Europaeum* (1635) lesen, der vielbändigen Chronik des Jahrhunderts.

Dass Matthäus Merian hier in seiner Illustration Heidelberg als Kulisse der Kometenerscheinung wählte, obwohl die Stadt selbst im Text nicht erwähnt wird, verweist indirekt auf die politische Bedeutung dieses ›Wunderzeichens‹ zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges: In Heidelberg residierte Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, der sich 1619 in Prag zum böhmischen König krönen ließ und wenig ruhmvoll als ›Winterkönig‹, als König für nur einen Winter, in die Geschichte einging.

Die politische Symbolik verbindet sich mit der zeitüblichen moralisierend-religiösen Deutung ungewöhnlicher Ereignisse als warnende, mahnende Vorzeichen. Sie erhielten ein besonderes Gewicht dadurch, dass sie den weit verbreiteten Glauben zu bestätigen schienen, das Ende der Zeit sei nahe – und es daher umso dringlicher erscheinen musste, das Leben auf das Seelenheil hin auszurichten. Diese Zeichen konnten Kometen oder andere Himmelserscheinungen, Erdbeben, Feuersbrünste, Blutregen, Monstergewürmer, Missernten oder Insektenplagen

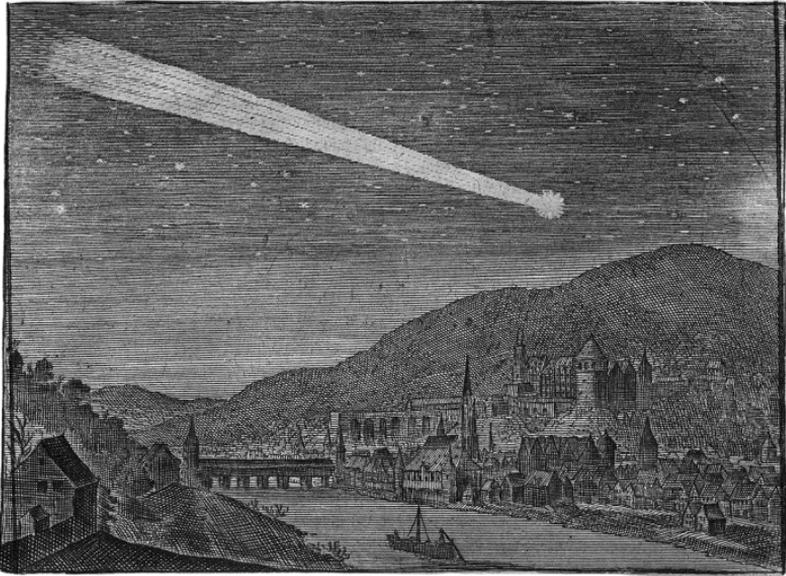


Abb. 1: Komet über Heidelberg, Illustration Matthäus Merians im ersten Band des *Theatrum Europaeum* (1635)

gen nach dem Muster der biblischen Heimsuchungen sein: »Es ist freylich«, heißt es im *Theatrum Europaeum* zum aktuellen Himmelsphänomen, »dieser Comet ein rechter Vorbott gewesen der künfftigen Straffen Gottes mit welchen hernach die sichere [sich sicher fühlende] Welt heimgesucht und gezüchtigt worden.«² Wie ein Bußprediger habe Gott diese

schröckliche Fackel [...] an die hohe Cantzel des Himmels gestellt / damit die Menschen sehen möchten / wie Er sie wegen der Sünde zu straffen / und seine Zorn-Ruthen über sie ergehen zulassen beschlossen / auff daß dardurch männiglichen vor Schaden gewarnet / und bey Zeiten noch in der Gnaden von Sünden abzustehen / und zu der Göttlichen Barmhertzigkeit zuflieden angemahnet würde.³

Die Katastrophe des ›großen deutschen Krieges‹, die Geistliche in ihren Predigten und Liedern als eine ›Hauptstrafe‹ Gottes zu rechtfertigen suchten, hatte sich auf der politischen und konfessionellen Ebene schon lange vorbereitet. Die europäischen Bürgerkriege des 16. und 17. Jahrhunderts waren Folgen der Reformation, der von Martin Luther und anderen Reformatoren betriebenen kirchlichen und gesellschaftlichen Erneuerung. Durch die Glaubensspaltung hatte die politische Funktionalisierung der Religion, oft verbunden mit dynastischen Interessen, eine neue, gefährliche Dimension erhalten. Dazu gehörte auch die Internationalisierung der Konflikte, wie sie dann im Dreißigjährigen Krieg deutlich wurde, einem europäischen Krieg auf deutschem Boden. Hier zeigte sich zudem, etwa am Beispiel der Subventions- und Bündnispolitik Frankreichs, wie konfessionelle Gesichtspunkte machtpolitischen Interessen weichen konnten.

Im Reich hatte der Augsburger Religionsfrieden von 1555 zwar vorläufig die Kämpfe der Reformationszeit beendet, aber zahlreiche Streitpunkte blieben ungeklärt. Zudem trugen manche Bestimmungen die künftigen Konflikte schon in sich. Das galt nicht zuletzt im Hinblick auf das *ius reformandi*, das den Landesherrn das Recht gab, in ihren Territorien allein über Religionsangelegenheiten zu entscheiden (*cuius regio, eius religio*). Damit konnten sie die jeweiligen Minderheiten in der Bevölkerung vor die Alternative Konfessionswechsel oder Auswanderung stellen. Und in Reichsstädten mit einer konfessionell gemischten Bevölkerung waren Streitigkeiten vorprogrammiert, die wiederum Auswirkungen auf das Verhältnis zu den sie umgebenden Territorialherrschaften hatten. Außerdem ergab sich künftiger Konfliktstoff auch daraus, dass der Augsburger Frieden nur Katholiken und Lutheraner betraf. Das Luthertum wurde dabei reichsrechtlich als eigene ›Religion‹ anerkannt, da es »undenkbar schien, die eine wahre Religion könne gleichzeitig

in zwei verschiedenen Kirchen existieren«.⁴ Die anderen reformatorischen Bewegungen wie Täufer, Calvinisten oder Zwinglianer blieben ausgeschlossen. Als jedoch die Kurpfalz als erstes Territorium des Reichs den Calvinismus einführte (Heidelberger Katechismus 1563), kam es schließlich gegen den Widerstand von Kaiser Maximilian II. und manchen lutherischen Landesfürsten zu einer »De-facto-Anerkennung«.⁵

Konfessionalisierung: Politik und Polemik

Keine der Parteien war bereit, die andere in ihrem Besitzstand endgültig anzuerkennen, weil es für sie nur die eine, ihre eigene Wahrheit gab. So kam es nach einer gewissen Beruhigung zu erbittert ausgetragenen theologischen und polemischen Kämpfen um den unbedingten Wahrheitsanspruch des jeweiligen Wegs zum Heil. Das bedeutete zugleich eine zunehmende Konfessionalisierung der Politik in den folgenden Jahrzehnten. Luthertum und Calvinismus betrieben ihre weitere Expansion, wobei sich gerade die calvinistischen Territorien in der Folgezeit als Alternative zum Machtanspruch des Hauses Habsburg in Position brachten. Die katholische Kirche wiederum organisierte auf Grundlage der 1564 vom Papst bestätigten Beschlüsse des Konzils von Trient die Politik der Rückgewinnung des verlorenen Bodens (›Gegenreformation‹). Die Kontroverstheologie und ihre publikumswirksame polemische Vergrößerung nach dem Muster der Streitschriften der Reformationszeit nahmen unversöhnlichen Charakter an.

Mit dem Reformprogramm des Konzils und seiner zielstrebigem Umsetzung durch den Jesuitenorden ging die katholische Kirche wieder in die Offensive. Darauf reagierten die Lutheraner und Calvinisten ihrerseits und machten nun vor allem die Jesuiten als ›Jesuwider‹ zur Zielscheibe ihrer Polemik. Durch

besondere Aggressivität zeichnete sich dabei der Calvinist Johann Fischart aus, der wortgewaltigste Satiriker und Polemiker seiner Zeit. Er attackierte die ›Jesuwider‹, ›Sau-Widder‹ oder ›Sataniter‹ in einer Reihe von Pamphleten sowie in einer polemischen Versdichtung, die 1580 erschien und in mehr als 1100 Versen das viereckige bzw. ›vierhörnige Hütlein‹ der Jesuiten als Ausgeburt der Hölle, als Schöpfung Luzifers und aller anderen Teufel anprangert: Das Hütlein verbirgt unter seinen vier ›Hörnern‹, so die allegorische Deutung, alle den Jesuiten zugeschriebenen und hier drastisch benannten Laster und Verbrechen, mit denen sie die Menschheit zu verderben trachten.⁶

Diese Sicht auf den Orden prägte auch die protestantische Polemik im folgenden Jahrhundert. Zugleich verstärkte sich die politische Dimension der Kritik, da der Orden seinen gegenreformatorischen Auftrag nicht zuletzt auch über den Einfluss auf die entscheidenden politischen Instanzen durch Beichtväter und Berater zu erfüllen suchte. Mit der Konzentration auf dieses Feindbild konnte die protestantische Seite den Kaiser als Reichsoberhaupt noch lange aus der konfessionellen Polemik heraushalten, zugleich aber die kaiserlich-katholische Partei treffen. Die politische Seite der teuflischen Machenschaften der Jesuiten macht das Flugblatt *Der Jesuiten Ankunfft / Blutdürstige Rahtschläg und Practica* von 1618 deutlich, das sich auf die angespannte Situation in Prag bezieht und dabei die Prager Vorgänge der letzten Jahre in einen größeren politischen Zusammenhang stellt: Von der Ermordung zweier französischer Könige (Heinrich III., 1589; Heinrich IV., 1610) über die vereitelte Londoner Pulververschwörung (1605) bis hin zu Vorgängen in Polen und Schweden hätten die Jesuiten ihren verderblichen Einfluss geltend gemacht. Und nun, ausgerechnet anlässlich des Reformationsjubiläums 1617 (›Das Evangelium und reine Lahr / | Ist jetzt und eben Hundert Jahr‹), hätten die Jesuiten in Prag mit ihren Provokationen noch einmal ihr wahres Gesicht gezeigt:

Jesu Christi ergester [ärgster] Feind /
Antichrists vertrautester Freund /
Satans best Frucht / und letzte Zucht /
Unter dem Babsthumb fürgesucht /
Auß zu tilgn das Evangelion:
Fort zu pflanzen falsch Religion:
Zu erfinden alle Tück und List:
Reich zu machen den AntiChrist.⁷

In der konfessionellen Polemik werden, wie zu erwarten, die alten theologischen Kontroversen der Reformationszeit erneut ausgetragen. Damit kehren auch die Deutungsmuster, die Motive und die Bildersprache wieder. Anleihen beim Gegner sind ebenfalls keine Seltenheit. Es bleibt gängige Praxis, die jeweils andere Seite mit Antichrist-, Teufels- und Höllenvorstellungen in Verbindung zu bringen und Darstellungsformen und Bildkonzepte umzudeuten, um den Gegner mit seinen eigenen Waffen zu schlagen.

Die durch den jeweiligen Ausschließlichkeitsanspruch der Konfessionen verschärften religiösen und politischen Auseinandersetzungen erreichten zu Anfang des 17. Jahrhunderts einen neuen Höhepunkt. Nach der Besetzung der mehrheitlich protestantischen Reichsstadt Donauwörth durch Truppen des bayerischen Herzogs Maximilian I. (1607) kam es zu einer formellen Blockbildung: 1608 schlossen sich lutherische und calvinistische Territorien und Reichsstädte zu einem Militärbündnis zusammen (›Union‹), die katholische Seite reagierte 1609 mit der Gründung der ›Heiligen Liga‹, die ebenfalls ein Heer aufstellte. Die führende Rolle in der protestantischen Union übernahm die Kurpfalz, die enge Beziehungen zu den Protestanten in den Niederlanden, England, Frankreich und Böhmen unterhielt. Treibende Kraft in der katholischen Liga war Bayern. Österreich beteiligte sich nicht an dem Bündnis, da es mit

inneren konfessionellen Konflikten zu kämpfen hatte und in den Erblanden, aber auch in Böhmen und Schlesien, den protestantischen Ständen mit Zugeständnissen entgegenkommen musste.

Der Regensburger Reichstag von 1608 scheiterte nach einer erneuten Auseinandersetzung über den Religionsfrieden und seine von den Protestanten geforderte Bestätigung; die protestantischen Stände reisten ab. Zu einem weiteren, ebenfalls ergebnislosen Versuch, den politischen Prozess wieder in Gang zu bringen und die befürchtete militärische Auseinandersetzung abzuwenden, kam es 1613 wieder in Regensburg.

Dieser Reichstag wurde Gegenstand eines bemerkenswerten epischen Zeitgedichts, das satirisch, grimmig-witzig und durchaus parteiisch die Verhandlungen und ihre Hintergründe kommentiert und vor den Folgen der Reform- und Kompromissunfähigkeit der Reichsstände warnt. Verfasser der *Historische[n] reimen von dem ungereimten reichstag anno 1613* war Abraham von Dohna, Leiter der brandenburgischen Delegation auf dem Reichstag. Dohna war Calvinist, und er zeigt dies auch. Während er gegenüber den Lutheranern Zurückhaltung übt, bleibt der katholischen Seite wenig erspart, weder der Organisation der Kirche und ihren gewinnsüchtigen und verderbten Vertretern noch den jesuitischen Königsmördern und falschen Ratgebern.

Dohna tritt für eine Reichsreform ein. Dabei hätte die Säkularisation der geistlichen Güter den erwünschten Nebeneffekt der Stärkung der kaiserlichen Finanzen:

Ihr wists besser als ich, wie kaal der adler [Kaiser] ist,
wie wenig feddern er noch tregt zu dieser frist.
Kont man nit Salzburg, Bamberg, Wurzburg, dazu
auch Aichstat
weltlich machen und schlagen zur kaiserlichen hofstat?

Es seint doch pffaffen gnug, die in den choren raren
[blöken, brüllen]
und unnuz brot auffressen, das könnte man ersparen;
so bleibt die geistlich bank [im Reichstag] noch gar sehr
wol besetzt;
Sant Peters ehr wirt drum im minsten nit verlezet.⁸

Dohnas Hauptanliegen ist jedoch die Warnung vor den drohenden Konsequenzen der deutschen Zwietracht, ein altes Thema. Die »Conclusio«, der Schlussappell des Gedichts, beginnt daher mit einer Aufforderung an alle Seiten – »ihr habet harte köpf, keiner wil nit gern weichen« –, sich um des Friedens willen kompromissbereit zu zeigen:

Befleist euch nur des friedens, fangt ja kein krieg nit an,
sonst mus es entgelten der arme pauersmann,
welcher unschuldig ist, weis nichts von euerm zank,
den wolt ihr so mutwillig legen auf die schlachtbank.
Woher nembt ihr denn gelt zu füllen eure taschen,
wenn dörfer, stet und schlösser da liegen in der aschen?

Die undiplomatische Satire des Diplomaten Dohna konnte schon deshalb keine Wirkung entfalten, weil er sie nicht drucken ließ. Mit ihrem aggressiven Ton war sie ohnehin kein Beitrag zur Versöhnung, sondern eher ein bitterer Kommentar zur ausgeweglosen politischen Situation nach den gescheiterten Reichstagen und der allseitigen Blockade der Reichspolitik.

Während das Haus Habsburg mit inneren Konflikten zu kämpfen hatte und am Niederrhein Erbfolgestreitigkeiten (Herzogtümer Jülich, Kleve und Berg) die Gefahr eines europäischen Krieges heraufbeschworen, steuerte die religiös-propagandistische Auseinandersetzung zwischen den Konfessionen mit den Jubiläumsfeiern des Jahres 1617 auf ihren Höhepunkt zu. Anlass

auf protestantischer Seite war das 100-jährige Reformationsjubiläum, das – so die Anregungen auf einem Konvent der protestantischen Union im Frühjahr 1617 – mit einer Feier zur Erinnerung an Luthers Thesenanschlag begangen werden sollte. Die verschiedenen Initiativen führten schließlich zum Beschluss eines gemeinsamen dreitägigen Jubelfests vom 31. Oktober bis 2. November 1617. ›Gemeinsam‹ bedeutete, dass sich neben der lutherischen Kirche mit ihren verschiedenen Strömungen auch die Calvinisten an den Feiern beteiligten.

Diese demonstrative Geschlossenheit der evangelischen Stände entsprach zwar keineswegs der Realität, machte aber offensichtlich Eindruck. Die Antwort kam direkt aus Rom: Papst Paul V. ordnete in einem Schreiben vom Juni 1617 ein Gegenjubiläum an, ein außerordentliches Jubeljahr 1617. Außerordentlich war es deswegen, weil das nächste reguläre Jubeljahr erst für 1625 vorgesehen war. Dieses Vorgehen wiederum konnte von der protestantischen Seite nur als Provokation verstanden werden, boten doch die Jubeljahre den katholischen Gläubigen die Möglichkeit, unter bestimmten Bedingungen den vollkommenen Ablass von allen zeitlichen Sünden zu erhalten: Gerade am Ablasshandel hatte sich aber die Kritik Luthers an der römischen Kirche entzündet, und vor allem widersprach der Ablass einem zentralen Punkt der lutherischen Glaubenslehre, der Rechtfertigung allein durch den Glauben, ›sola fide‹.

Ein evangelischer Pfarrer aus der konfessionell gespaltenen Reichsstadt Augsburg berichtete, dass ein Aushang an allen katholischen Kirchen versprochen habe, dass jeder Gläubige, »der in 14 Tagen [...] nur einmal den Creuzgängen andächtiglich beigewohnt, oder eine hierzu bestimmte Kirch besucht, vollkommene indulgentz [Ablass]« erlange.⁹

Die evangelische Haltung zu dieser Aktion formulierte stellvertretend ein Leipziger Prediger:

Das Bäpstliche Jubelfest ist ein Unchristlich Fest / zu wider
Gottes Wort / zu wider dem Verdienst des HERRN Christi /
zu wider der gesunden Lehr von der wahren Gerechtigkeit
des Sünders / die da einig und allein stehet in gnediger Ver-
gebung der Sünden.

So ist es gewiss kein Zufall, dass der sächsische Pfarrer Martin Rinckart nach seiner ersten geistlichen »Comoedia« *Der Eiß-
leibische Christliche Ritter* (1613), die den Triumph des »letzten
deutschen Wundermans« Martin Luther über Teufel, Papst und
Calvinisten gefeiert hatte, nun ein weiteres, ausdrücklich dem
Ablasshandel gewidmetes Reformationsdrama folgen ließ: eine
1617 »in Volkreicher Versammlung« agierte und ein Jahr später
gedruckte Abrechnung mit dem Gotteslästerer Johann Tetzl
und »der unverschämten / Bächtistischen Ablass-Crähmerey;
Wie noch des gantzen Römischen und Anti Christlichen Bapst-
thumb«. ¹⁰

Wie der erbitterte Streit auf den einfachen, nicht an konfes-
sioneller Rechthaberei interessierten Gläubigen wirken musste,
zeigt der Einblattdruck *Geistlicher Rauffhandel* von 1619. Hier
richtet unter den Augen Gottes die »liebe fromme Einfalt /
durch einen armen Schafhirten vorgebildet«, ihre Klage über
den Glaubenskampf gen Himmel, während sich Luther, Calvin
und der Papst einander »in die Haar« fallen – über Dinge, die der
gemeine Mann nicht verstehen kann:

Ach HERR Gott / ein elends wesen /
Wir können wedr schreibn noch lesen /
Sein ungelehrt / einfältig Leut /
Verstehen nicht den grossen Streit /
So all Lehrer täglich treiben /
In dem predigen und schreiben /



Abb. 2: *Geistlicher Rauffhandel*, Einblattdruck 1619

Werden im Glauben nur verirrt /
 Mancher gar Epicurisch [hier: allein nach Genuss trachtend]
 wird /
 Oder lebt so hinein im Tag /
 Daß er gar nichts mehr glauben mag.

Und dann reiht die »Einfalt« durchaus kenntnisreich die einzelnen Streitpunkte und die Positionen der drei »Lehrer« auf – Sakramente, Abendmahl, Rechtfertigung, Heilige, Marienverehrung, Kalenderreform – und beklagt die daraus entstehende Verwirrung: »Der gemeine Lay beklagt das sehr / | Weil er da-